

★ Die Schule der Armen ★

Die Familien eines armen westafrikanischen Dorfes können auf den Dollar pro Tag, den ihre Kinder verdienen, nicht verzichten. Darum steht der Lehrer vor leeren Bänken, während seine Schüler Turnschuhe und Fußbälle fertigen. Er ist zunächst der Einzige, der gegen Armut und Ungerechtigkeit aufbegehrt. Doch sein Einsatz bleibt nicht ohne Erfolg: Bald kommen wieder ein paar Kinder zum Unterricht. Bildung füllt zwar im Moment keine hungrigen Mägen, aber sie birgt die einzige Chance für eine bessere Zukunft! Er erzählt ihnen die wahre Geschichte des kleinen pakistanischen Teppichknüpfers Iqbal Masih, der seinen Kampf gegen die Kindersklavenhalter mit dem Leben bezahlte. Die Schüler hören aufmerksam zu. Dann beginnen sie, das Alphabet zu lernen. Tahar Ben Jelloun hat eine poetische kleine Erzählung für Kinder geschrieben: über den Teufelskreis von Armut, Ausbeutung und Analphabetentum, über Unfreiheit und krassen Materialismus - und über die Chance, die in der Bildung liegt.



Ich bin der neue Lehrer im Dorf. Tatsächlich bin ich der erste Beamte, den das Ministerium hierher geschickt hat. Ich habe einen Einstellungsbescheid und weiß nicht einmal die Höhe meines Gehalts als frisch gebackener Staatsbeamter. Vielleicht werde ich in amerikanischen Weizensäcken bezahlt? Ich gebe zu, dass ich etwas auf die hohe Kante gelegt habe und mich das alles deshalb nicht allzu sehr interessiert. Die Lebensauffassung der Städter hat mich nicht angesteckt. Für mich war und ist das Wesentliche, in mein Dorf

zurückzukehren und dort nützlich zu sein. Ich will meine Zeit nicht mit Nichtstun verbringen und unter dem großen Baum sitzen, und darauf warten, dass Gott auf die Erde herabsteigt.

Wie überall sonst ist auch hier der erste Schultag ein Festtag. Hier ist es kein gewöhnliches Fest. Die Schüler krakeelen, schreien, schmeißen mit Kreidestücken. Sie amüsieren sich. Für sie ist die Schule eine Erholungspause, ein Abenteuer, das Abwechslung in die alltägliche Langeweile bringt. Sie kommen hergelaufen, um zu sehen, ob der Lehrer bei klarem Verstand ist. Auch ich frage mich das. Wie sieht einer aus, der einen klaren Verstand hat? Nett und streng zugleich. Ich bin nicht zu nett, aber auch nicht allzu streng. Kann man im Dorf des Nichts überhaupt einen klaren Kopf bewahren, hier, wo nicht ein einziger Heiliger begraben ist, nicht ein einziger Prophet Station gemacht hat? Ich muss mich damit abfinden, dass die Schule für diese Kinder wie der Zirkus ist, der hier einmal im Jahr vorbeikommt. Was bedeutet Schule für ein Kind, das sich nicht satt essen kann? Wie soll man ihm erklären, dass es sich hier anstrengen muss, um eines Tages nicht mehr Hunger zu leiden?

Ich habe Hefte aus Frankreich und Löschblätter und Stifte aus Deutschland an die Schüler verteilt. Es sind dreißig Kinder, Mädchen und Jungen. Sie alle haben die Koranschule bereits hinter sich. Manche können lesen und schreiben. Sie haben wache Augen und dürre Körper. Wie ich. Ich bin groß und hager. Ich bin froh, dass ich meine neue Brille trage. Ich kann damit nicht nur besser sehen, sondern auch klarer denken.

Ich bin froh, wieder hier zu sein, in dieser verlorenen Ebene zwischen den Bergen und der Wüste. Es gibt mir das Gefühl, nützlich zu sein, meiner Pflicht nachzukommen und meine Arbeit zu tun. Es ist nicht einfach, die Dinge und die Menschen zu verändern. Ich muss gegen die Macht der Gewohnheit ankämpfen, gegen den Mangel an Licht und Hoffnung in den Herzen. Dazu braucht es Zeit und Beharrlichkeit. Ich hoffe, dass ich durchhalte und die Kraft zum Weitermachen habe, trotz der erheblichen Schwierigkeiten.

Die Schüler sitzen auf der Erde. Man hat mir gesagt, Pulte und Bänke kämen im Verlauf des Monats. Ein Geschenk aus Kanada, genauer gesagt aus Quebec. Den Leuten dort gefällt es, dass in einer afrikanischen Schule in französischer Sprache unterrichtet wird. Im Moment müssen wir so zurechtkommen. Und die Tafel? Die wird uns der reichste Schreiner der Stadt schenken. Wir warten auf sie. Doch sie kommt nicht von selbst. Wir müssen sie abholen. Transportieren werden wir sie auf dem Dach des Lieferwagens des Gemischtwarenhändlers, der alle zwei Wochen ins Dorf kommt. Diese Schule, die noch gar nicht wie eine Schule aussieht, müsste auf ihren Mauern die Namen aller Geber tragen,

der großzügigen Menschen, die spenden, damit kleine Afrikaner sich bilden können. Ich habe gelernt, danke zu sagen, wenn man mir etwas gibt. Ich werde dem Schreiner herzlich danken, wenn wir die versprochene Tafel endlich abholen dürfen. Wir können auf die Bänke verzichten, aber nicht auf die Tafel. Wenn ich meinen Onkel sehe, werde ich ihn bitten, den Schreiner daran zu erinnern.

Der Schreiner stammt aus unserem Dorf. Als er zwanzig war, ist er nach Belgien ausgewandert. Mit fünfunddreißig ist er zurückgekommen und hat sich in der Stadt als Schreiner niedergelassen. Ich kenne seinen Namen nicht, alle nennen ihn nur «Nuisie», eine Abkürzung von «menuisier», dem französischen Wort für Schreiner.

Meine Kindheitserinnerungen sind nicht traurig. Wie heute fehlte es uns auch damals an allem. Unseren Eltern tat das weh. Wir Kinder spielten am liebsten mit toten Katzen. Die Moschee diente schon damals als Schule. Wir lernten arabische Koransuren auswendig und sagten sie auf, ohne ein Wort zu verstehen. Unser Lehrer war ein fast blinder Greis. Ein Weiser. Er sagte: «Afrika ist die Mutter der anderen Kontinente, doch es hat sich ausplündern lassen, und seither haben sie es besudelt, ihm Krankheiten gebracht, es zerstückelt und den Hass zwischen den verschiedenen Volksgruppen geschürt, um besser an seine Reichtümer zu kommen und ihm Waffen zu verkaufen. Das werdet ihr alles begreifen, wenn ihr erwachsen seid.»

Er sagte auch: «Wahrer Reichtum bedeutet, gar nichts zu besitzen.» - «Reich sein heißt frei sein.» Er fügte hinzu: «Doch wir sind weder reich noch frei, wir sind die Sklaven des Himmels und der Menschen, die das Sagen haben.»

Wenn ich ihre Namen aufrufe, lachen die Kinder. Sie lachen gern. Sind sie sorglos oder ganz einfach glücklich? Trotz ihres schwierigen Lebens sind sie fröhlich. Am zweiten Tag stelle ich fest, dass zwei Schüler fehlen. Sind sie krank oder haben sie sich verdrückt? Niemand antwortet auf meine Fragen. Zwei von dreißig, das ist nicht schlimm. Morgen werden sie wieder da sein.

Doch auch am nächsten Tag kommen sie nicht. Außerdem fehlen drei weitere Schüler. Ich bin beunruhigt. Es gibt keinen Schulleiter, an den ich mich wenden könnte. Ich bin der Lehrer, der Schulleiter, die Putzfrau und der Pförtner in einer Person. Die anderen Kinder sagen nichts. Fünf Schüler von dreißig, das ist nicht schlimm, aber ich mache mir dennoch Sorgen. Nicht ein einziger Elternteil kommt, um die Abwesenheit der Kinder zu entschuldigen oder mir zu erklären, was los ist. Ich trage die fehlenden Schüler ins Klassenbuch ein. Vielleicht gefällt ihnen mein Gesicht nicht. Es gibt so unerklärliche

Abneigungen. Auch ich mochte meinen Mathematiklehrer nicht, aber deshalb blieb ich doch dem Unterricht nicht fern. Ich habe weiter meine Aufgaben gemacht und versucht, nicht an diesen Lehrer zu denken.

Trotz nagender Unruhe unterrichtete ich weiter. Aus fünf werden zehn, dann fünfzehn Abwesende. Nach einem Monat ist nur noch die Hälfte der Schüler anwesend. Wo sind die fünfzehn anderen? Wenn ich danach frage, lachen die Kinder und antworten irgendetwas. «Sie sind krank. Durchfall, Herr Lehrer, Durchfall. Sie sind ins Ausland gezogen. Ja, es sind Auswanderer, Herr Lehrer. Sie sind in den Brunnen gefallen. Also, zwei sind in den Brunnen gefallen, und fünf andere sind hinuntergestiegen, sie zu holen, aber keiner ist wiedergekommen! Sie sind auf den Viehmarkt gegangen, denn sie müssen die Schafe verkaufen, Herr Lehrer, es ist kein Gras mehr da!» Und eine Woche später fehlen noch mehr.

Ich beschließe, den Dorfältesten Hadsch Baba darauf anzusprechen. Am späten Nachmittag finde ich ihn unter dem großen Baum, umringt von ein paar Männern. Es sind immer die gleichen. Teilnahmslos, mit verschlafenen Augen, sitzen sie dort, den Rücken gegen den Baumstamm gelehnt. Sie warten auf etwas oder jemanden. Sie sind weder besorgt noch in Eile. Wie gewöhnlich reden sie bedächtig über alles Mögliche, ohne sich um die Probleme des Dorfes zu kümmern.

Hadsch Baba verjagt die Fliegen um seinen Kopf und sagt: «Die Kinder sind wie Kieselsteine, Zweige eines Baums, der seine Blätter verliert, blaue Worte, Lachfetzen ... sie kommen und gehen, sie sind auf der Durchreise und hinterlassen keine Spuren ... das musst du doch alles wissen, wo du aus der Stadt kommst! Bedenke, sie sind noch nicht an den regelmäßigen Schulbesuch gewöhnt. Vielleicht nehmen sie dich nicht ernst, du bist zu jung, fast könnte man dich für einen Jugendlichen halten. Für sie muss Wissen von einem erfahrenen Mann, einem weißbärtigen Greis gelehrt werden, einem Mann, der zu den Bäumen und Tieren sprechen kann. Unsere Kinder entwischen uns. Sie sind wie der Wind, sie wehen dort, wo man sie nicht erwartet. Vor nicht allzu langer Zeit warst du selbst noch ein Kind. Ich kann mich an dich erinnern, du hattest wache Augen und einen so dünnen Körper. Immer jagtest du hinter den Schmetterlingen her. Hast du denn im Ernst geglaubt, du könntest in diesem verlorenen Nest, in dem nicht eine einzige Blume blüht, einen Schmetterling erhaschen? Jaja, wir haben dich Schmetterlingskind genannt! Du warst niedlich, und dann bist du eines Tages weggegangen, in die Stadt. Ich weiß nicht, was sie

dort mit dir gemacht haben, was du gelernt hast. Wir sind froh, einen Rückkehrer als Schulleiter für unsere Kinder zu haben, ja wir sind froh...»

«Genau, ich bin ja wiedergekommen, weil ich mein Dorf liebe und ihm nützlich sein will. Doch weshalb kommen die Kinder nicht zur Schule?»

«Ach, die Schule! Nennst du diese Ruine eine Schule? Du hast ja nicht mal eine Tafel. Und die Pulte und Bänke betrifft, da kannst du noch lange warten. Warum sollten die Leute aus der Stadt dieses verlassene Dorf auch gut behandeln? Du bist naiv, mein Sohn. Hast du denn nicht gesehen, in welchem Zustand das Vieh hier ist? Du warst letztes Jahr nicht hier. Nicht ein einziger Regentropfen ist gefallen. Der Tod streift um die Hügel. Hier, setz dich und sieh in den Himmel. Wenn du Geduld genug hast, wirst du begreifen, dass der Himmel leer ist. Er hat nichts Gutes für uns aufbewahrt. Wir sind verdammt. Seit dem Tod unseres Marabu stirbt das Dorf langsam dahin. Du mit deiner Schule...»

«Ich bin offiziell ernannt worden, in dieser Schule zu unterrichten.»

«Schön, und weiter? Wir sind Opfer der Dürre. Die Dürre des Himmels und der Menschen. Warum haben die Leute aus der Hauptstadt keinen ernannt, der uns beim Kampf gegen den Hunger hilft? Warum schicken sie keine Tankwagen voll Wasser? Sie haben uns vergessen. Uns gibt es nicht mehr. Du siehst mich hier, ich bin da. Streck die Hand aus, versuch, mich zu berühren. Du wirst nichts spüren, denn mich gibt es nicht. Wir sind Geister, unter einem Baum sitzende Gerippe. Wir sind seit Tausenden von Jahren hier, und niemand interessiert sich für unser Schicksal. Wir sind tot, unser Vieh ist tot, unsere Träume sind tot, und du machst all diesen Lärm wegen ein paar abwesender Gören!»

«Habt ihr Angst vor einer Epidemie?»

«Was ist das, eine Epidemie?»

«Eine Krankheit, die alle befällt.»

«Nein, wir haben keine Angst vor Krankheit. Vor dem Tod, ja, aber nicht vor der Krankheit. Schau dich um, was siehst du? Sand, Steine, den Baum, unter dem wir sitzen, Leere, Wind, Staub, einen vor sich hin redenden Irren und diese zur Schule umgemodelte Moschee. Das ist alles. Selbst wenn die Krankheit hier auftauchen sollte, wird sie sich wieder davonmachen. Sie wird nichts und niemanden finden, bei dem sie sich einnisten könnte. Das ist unser Glück und unser Unglück. Wir werden ganz von alleine sterben. Dazu brauchen wir keine Krankheit. Hier sterben die Leute im Schlaf. Sie wachen nicht mehr auf. Das ist alles. Mach dir keine Sorgen. Die Kinder sind verschwunden und werden wieder auftauchen.»

«Ich muss die Kinder suchen und zur Schule zurückbringen.»

«Wenn du sie aufspüren kannst. Vielleicht hat sie ein Brunnen verschluckt, ein ausgetrockneter Brunnen, ein Loch, in dem gerade die Konferenz der Skorpione und Klapperschlangen stattfindet. Die Kinder entschlüpfen uns wie Worte. Sie fliegen davon und verflüchtigen sich mit den wenigen Wolken, die über unseren Häuptern Pause machen.»

Die anderen dort sitzenden Männer nicken lächelnd:

«Die Kinder? Welche Kinder? Unsere oder die aus dem Affendorf?»

«Kinder in der Schule, aber wozu denn?»

«Ich bin einverstanden, die Jungs in die Schule zu schicken, aber doch niemals die Mädchen!»

«Kinder sind wie Fliegen, sie schwirren um uns herum und tun nichts. Deshalb lassen wir sie frei. Unsere Kinder sind frei!»

Ich sage: «Ich werde mit ihren Eltern reden.»

«Gute Idee, aber damit kommst du auch nicht weiter, beweg dich lieber, sieh ein wenig in die Ferne...»

An dem Tag, an dem kein einziges Kind mehr zum Unterricht erscheint, nehme ich schließlich mein Fahrrad, fahre ein bisschen im Kreis herum und mache mich auf die Suche nach den Kindern. Ein leichter Wind wirbelt den Sand auf. Meine Augen sind voll gelbem Staub. Ein zehn- oder elfjähriger Schäferjunge zeigt mit dem Finger auf ein Gebäude am Horizont. Ich kenne es nicht. Der Junge sagt mir, er ginge auch gerne in jenes weiße Haus, finde aber niemanden, der auf die Schafe aufpasst.

«Was ist denn das für ein Gebäude?»

«Es ist wie ein riesengroßes weißes Haus ohne Fenster. Mit vier Mauern aus Stein und einem Dach aus Metall. Es ist größer als die Moschee, aber es hat kein Minarett.»

«Und was geschieht in diesem Haus?»

«Da drin verdient man Geld.»

«Und womit?»

«Das weiß ich nicht. Alle, die dort hineingehen, kommen mit Geld wieder heraus. Ich habe noch nie Geld gehabt. Sogar die Schafe zieht es zu diesem weißen Haus. Eines Tages werde auch ich morgens da hineingehen und abends mit Geld wieder herauskommen. Ich glaube, dann bleibe ich nicht hier, dann ziehe ich in die Stadt. Dort kann man für Geld alles haben. Hier gibt es nur Wind und Staub. Ich verbringe meine Zeit damit, Tiere zu zählen.

Jedem Schaf verpasse ich einen Namen. Das dickste Schaf habe ich <weißes Haus> genannt. Nur leider ist es schwarz!»

Die Tür des Gebäudes ist geschlossen. Ich drücke sie mit Gewalt auf. Ein Wächter bedroht mich mit einem Knüppel. Ich weiche zurück und warte ab. Dann biete ich ihm ein paar Zigaretten an, und er lässt mich hinein. Ich betrete einen Gang, und am Ende stoße ich auf einen Saal, in dem etwa hundert Kinder weiße und schwarze Lederstücke vernähen. Ganz hinten sitzt ein Dutzend sehr junger Mädchen an Nähmaschinen. Meine Schülerinnen und Schüler sind unter ihnen. Sie fertigen Fußbälle oder Turnschuhe. An den Wänden hängen Werbeplakate, die einen riesigen schwarzen Sportler beim Start zeigen. Das Markenzeichen erinnert an einen schwungvollen weißen Strich auf schwarzem Hintergrund. Was bedeutet dieser Strich? Ein kopfloser Vogel, ein ausgerissener Fuß, eine Welle oder einfach ein schlecht gezeichneter Pfeil? Ich weiß es nicht. Da steht: «Der Sportschuh des dritten Jahrtausends – Mut zum Siegen». Welcher Sieg denn? Kinder arbeiten lassen, sie von der Schule wegbringen, um sie auszubeuten, weil sie arm sind und sich nicht wehren können?



(...) Fortsetzung folgt

Tahar Ben Jelloun: *Die Schule der Armen*.
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2004
(Auszüge)